

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1927**

216 (17.9.1927) Wissenschaft und Bildung

# Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger Nr. 216

Nr. 37

Samstag, den 17. September

1927

## Kaiser Friedrich der Zweite

Von Will Scheller.

Der Entstehung des vom deutschen Volk Jahrhunderte lang und vielleicht auch heute noch nicht ausgeträumten Traums von deutscher Kaiserherrlichkeit nachgehend, ist die Geschichtsforschung immer wieder zu Friedrich II., dem letzten Kaiser aus staufischem Geschlecht, gekommen und hat immer wieder in dem sagenhaften Nachhall seines wirklichen Lebens den Ursprung jenes Traumes erblickt, der sonach, psychologisch gewertet, mehr als Erinnerung denn als Hoffnung angesehen werden mag. Sicher ist, daß das deutsche Kaiserium in seiner über die nationalen Grenzen hinausreichenden Bedeutung von keiner historischen Herrschergehalt so glanzvoll verkörpert worden ist, wie von Friedrich II., dem Enkel Barbarossas, mit dessen Bild in der Volkserinnerung das feine allmählich zusammenschmolz. Wie ein tiefgründiger Zug der europäischen Schicksalsentwicklung aber mutet es an, daß mit ihm der bisherige, übernational, allgemein-christliche Begriff des abendländischen Kaiseriums, in ihm noch einmal genialisch aufflammend, zu Ende ging, um, wiederum durch ihn, einem begrenzteren Begriff des Herrscheriums, dem nationalen, mehr und mehr von religiöser Bindung sich befreienden Staatslenkern Raum zu geben. Es kann in der Tat keinem Zweifel unterliegen, daß in Friedrich II. eine Weltwende sich vollzog, daß in der übermenschlich erscheinenden Persönlichkeit dieses Kaisers der endgültige, schwindelnd schnelle Übergang von antiker zu moderner Schicksals- und Lebensform menschliche Erscheinung von erschütternder Höhe gefunden hat. Denn kein zweites Beispiel bietet die Menschheitsgeschichte von so wahrhaft fürstlicher Willensentfaltung im konzentrisch umflutenden Weltstoff bei gleichzeitig so furchtbarer Daseinshemmung durch diesen Weltstoff selbst, durch die gärenden Elemente zumal des deutschen und des italienischen Nationalismus und freilich nicht zuletzt auch durch die mehr oder minder ungreifbaren Kräfte eines der kaiserlichen Staatsgestaltung widerstrebenden Kirchentums.

Eine Gestalt also von heroischer Prägung hebt sich in dem Gedanken an Kaiser Friedrich II. aus dem Dunkel der Vergangenheit, und es ist darum kein Wunder, daß in neuerer Zeit zuerst wieder ein Dichter an ihn, den Freund der Dichtkunst, den Verfasser des Falkenbuchs, den Lehnsherrn Walthers von der Vogelweide, erinnert hat — Stefan George, der in einem seiner Zeitgedichte die Mannen des „größten Friedrich, wahren Volkes Sehnen“ heraufbeschwört, „im Blick des Morgenlandes ungeheuren Traum, Weisheit der Kabbala und Römerwürde“, und daß aus dem Kreise der „Blätter für die Kunst“, in dem eine neue Geldverehrung gepflegt wird, die beiden wichtigsten Werke über den letzten Hohenstaufen hervorgegangen sind: „Die Staatsbriefe Kaiser Friedrichs II.“, herausgegeben von Wolfram von den Steinen, und eben jetzt (bei Georg Vondri in Berlin) die tiefdringende und umfassende Biographie „Kaiser Friedrich der Zweite“ von Ernst Kantorowicz. Als vollständige Ergänzungen hierzu sind noch zwei Bände der Niederländischen Deutschen Volkszeitung zu nennen, „Das Volksbuch von Barbarossa“ und „Herrschaft und Untergang der Hohenstaufen in Italien“.

Kantorowicz hat in seinem großen Werk eine Synthese von wissenschaftlich-objektiver Forschung und geistig-subjektivem Erlebnis in bezeichnender Weise vollzogen. Er läßt das Leben des Kaisers aus der Zeit heraus mit der Zeit vorwärts wachsen, deren Charakter er mit kühner Hand entschleierte, und sich entfalten aus und mit einer Zeit, die in ihrer kulturellen Kurve so ungeheuerlich war, daß sie schon einen ungeheuerlichen Menschen erzeugen mußte, um sich selber erfüllen zu können. Aus einer geringen, früh schon freilich zur Selbstbehauptung wie zur Skepsis zwingenden Kindheit schält sich der unantastbare Wesenskern des außerordentlichen Mannes, der zum Weltherrlichen werden, der zum letzten Mal das Römer-Imperium, Deutschland und Italien verflammernd, zu einer Zentralmacht von Syrakus bis nach Friesland und zum Baltikum hinauf zusammenreißen, deutsches Geblüt zur Mitte des Abendlandes heraufzuführen sollte. Zu früh und zu hart geschult an der Wirklichkeit, um etwas anderes als ein dezidiertes Diesseitsmensch sein zu können, der allerdings nicht nur das Böse hienieden zu durchschauen, sondern vor allem auch das Schöne im Leben wahrzunehmen, zu pflegen und zu genießen mußte, kannte Friedrich als Politiker und als Feldherr nur ein Ziel: die staatliche Ordnung, diesen Begriff in äußerster Zuspitzung genommen. Und so wagte sein Genie den damals unerhörten Schritt der Emanzipation des Staates von der Kirche, zur Schaffung des weltlichen Staates, zur Auspielung einer Juristen-Hierarchie gegen die Priester-Hierarchie. Und da hätte er denn so papstfremd sein können, wie immer er nur wollte; die damalige Kirche mußte in ihm den Todfeind sehen und verfolgen; der römische Kaiser, zu dem er sich steigerte,

der Augustus, der Herr der Welt, als welcher er, Freund auch heidnischer Fürsten, Geltung für seine Majestas heischte, wurde ihr notwendig zum Antichrist, den sie mit allen, auch den verwerflichsten Mitteln bekämpfte. Ein verhältnismäßig früher Tod ließ den Kaiser jedoch trotz manchen schweren Mißgeschicks der letzten Jahre wenn auch nicht als Triumphator, so doch als Unbesiegten aus dem Bereich der Sichtbarkeit entschwinden. Um so grausamer rächte sich die Kirche an seinen Nachkommen, die sie mit Hilfe der Franzosen ausrottete, wie sonst nur giftiges Unkraut ausgerottet wird.

Aber es hat ihr nichts genügt. Wie Friedrich II. als Bauberger etwa die Renaissance vorwegnahm, so hat er als Staatsmann, gleichsam als überragendes Vorbild, die weitere Entwicklung der politischen Verhältnisse Europas antizipiert, und die Unversalität seiner Erscheinung hat ihm vollends eine Unsterblichkeit gesichert, an der kein Interdikt etwas zu ändern vermochte. Mit überzeugender Darstellungsraft hat Kantorowicz auch das Mythenbildende, das zur Wirkung allen großen, menschlichen Normalmaß sprengenden Persönlichkeiten gehört, an der Erscheinung Kaiser Friedrichs II. nachgewiesen, auf den schon zu Lebzeiten die gegenwärtigsten Propheten, die des Messias zumal und die des Antichrist, angewendet wurden, wovon die Maßlosigkeit seines Eindrucks auf die Zeitgenossen deutlich anzunehmen ist.

Ernst Kantorowicz hat sonach das erhebliche Verdienst, mit seinem Werk über Kaiser Friedrich II. eine Gestalt der deutschen Geschichte wieder sichtbar gemacht zu haben, die, einen ganzen Erdteil bewegend, die geistige und politische Entwicklung dieses Erdteils in der Zeitspanne eines kurzen Menschenlebens, in einem Tempo füglich gefördert hat, das dem Tempo des technischen Fortschritts von heute nicht unähnlich scheint. Aber während dieser auf ganz einseitigen Elementen beruht, verkörperte Kaiser Friedrich II. in seinem Wesen und in seinen Taten ein allseitiges, welthaltiges Gesamt-menschentum, dessen unmittelbares Erleben der Gegenwart so fremd geworden ist, daß seine Beschwörung, wie sie in diesem Werk über den letzten Staufenkaiser geschieht, nicht hoch genug eingeschätzt und demgemäß nicht lebhaft genug begrüßt werden kann.

## Aus der Geschichte des Papiers

Von Prof. Dr. H. Köppler

Unser Zeitalter hat man oft das „papierene“ genannt. Diese Bezeichnung hat einen gewissen Unterton, der neben der ungeheuren Bedeutung, die das Papier für unsere gesamte Kultur hat, auch die Schattenseiten andeutet. Schon Herder schreibt mit ironischem Nebensinn: „Heil dem Erfinder des Papiers; wo er begraben liegt, Seil ihm! Mehr als alle Monarchen der Erde hat er für unsere Literatur getan, deren ganzer Betrieb von Lumpen ausgeht und so oft in Makulatur endet! Wie der Sonnenschein die Fliegen, so hat er Schriftsteller geweckt und Sofien (Buchhändler) bereichert.“

Herder wußte noch nicht, daß wir den Erfinder namhaft machen können. Die Geschichte des Papiers lag ganz im argen, bis 1886 und 1887 Briquet, Wiesner und Karabacek die ältesten Papiere sowohl mikroskopisch als auch philologisch und historisch untersuchten.

Das Papier ist eine Erfindung der Chinesen. Der Ackerbauminister Tsai Loung oder Tsai-Lun erhielt im Jahre 105 n. Chr. dafür die höchste Auszeichnung. Die Quelle ist zuverlässig; es sind die Annalen der späteren Handynastie. Das älteste erhaltene Stück Papier, ungefähr aus dem Jahre 150, wurde 1907 von Aurel Stein in der Nähe der großen Mauer gefunden. Eben Sedin fand 1920 in der chinesischen Ruinenstadt Lou-lan Papiere, von denen eins etwa aus dem Jahre 180 stammt. Von China aus drang die Kenntnis der Papierbereitung durch Kriegsgefangene nach Westen ins arabische Ländergebiet. Samarkand in Turkestan wurde im Jahre 751 der Ausgangspunkt der Papierfabrikation im Islam. 794/95 wurde unter Harun al Raschid die staatliche Papierfabrik in Bagdad gegründet. Bald darauf folgte Damaskus. In Kairo packte man schon im Anfang des 11. Jahrhunderts alle Waren in Papier ein. Östlich verbreitete sich das Papier nach Persien und Indien.

Die früher verbreitete Ansicht, das chinesische und arabische Papier sei aus roher Baumwolle hergestellt worden, ist als irrig erwiesen. Meines Baumwollenspapier hat es nie gegeben. Die Chinesen stellten das Papier aus verfilzten Pflanzenfasern her. Die ostturkestaniischen Papiere des 4./5. Jahrhunderts sind ein Gemenge aus rohen Pappelfasern aus der Rinde verschiedener Pflanzen (Chinagrass, Lein und Hanf, Papiermaulbeerbaum). Seit dem 7./8. Jahrhundert wechseln Rohfaserpapiere und Sadernpapiere. Das Sadernpapier ist auch chinesische Erfindung, aber von den Arabern verbessert. Die Rohstoffe wurden mechanisch zerkleinert, wahrscheinlich ursprünglich im Mörser. Aus den Fasern und dem

darüber gegossenen Wasser entstand ein dicker Brei, aus dem das Papier mit einem Drahtrahmen geschöpft wurde. Der Drahtrahmen kommt auch schon bei den Arabern vor.

Seinen Namen erhielt der Beschreibstoff vom Papyrus, den er in Ägypten direkt (ohne das Zwischenglied des Pergaments) ablöste.

Im 12. Jahrhundert gelangte das Papier durch die Araber nach Spanien und Frankreich und um 1270 auch nach Italien. Die bedeutendsten spanischen Papierfabriken im 12. Jahrhundert waren Kativa, Valencia und Toledo. In Italien wurde zuerst Fabriano in der Mark Ancona berühmt. Später entstanden auch am Gardasee, in Genua und in Mailand große Manufakturen.

Süddeutschland bezog das Papier lange aus Italien (Mailand und Venedig), der Westen und Norden aus Burgund und Frankreich durch die Papiermärkte in Brügge, Antwerpen und Köln.

Die älteste nachweisbare deutsche Papiermühle soll schon um 1290 auf dem Hammer am Plattbach, in der Vorstadt Olshwang bei Ravensburg gewesen sein. 1336 waren nämlich die beiden Brüder Holbein im Streit mit ihren Mitbürgern wegen der Quellen. Aber es ist zwar von Flüssen, Brunnen und Mühlen die Rede, dagegen mit keiner Silbe von Papier. Erst 1467 ist bezeugt, daß die Papierer Kunrat, Peter und Stengel ein Haus zu Schornreuth (Weiler bei Ravensburg), das vormals eine Mühle gewesen, erkaufte und ein „Papierhuf“ erbaut haben. Ravensburg war weiterhin sehr bedeutend und lieferte sogar ins Ausland.

Auch die weiteren Zahlen: 1312 Kaufbeuren, 1320 zwischen Köln und Mainz, 1347 Au bei München, 1356 Leisdorf in Osterreich, haben sich bisher nicht bewährt. Mit voller Sicherheit nachgewiesen ist erst die Papiermühle von Ulman Stromer bei Nürnberg. Er hat über seine Tätigkeit ein Tagebuch hinterlassen, das sich im Germanischen Museum in Nürnberg befindet.

Zum Betriebe der „Papiermühlen“, die an Wasserläufen lagen, dienten, da man Turbinen noch nicht kannte, die Wasserräder. Sie trieben im Innern das Stampfwerk, das in einem ausgehöhlten, massiven Troge das Sadernmaterial mit Wucht zermalmte. Die Stampfen wurden später durch den Holländer ersetzt, der 1670 in Holland eingeführt, 1718 in Deutschland übernommen wurde. Auch das „Schöpfen“ des Papiers durch den Büttgesellen wurde später durch eine maschinelle Einrichtung, die endlose Siebmachine, ersetzt, die 1799 von dem Franzosen Louis Robert erfunden wurde.

Der Holzschliff statt der Lumpen wurde schon in den 1760er Jahren von dem Regensburger Pastor Jakob Christian Schäffer, der von den Wespennestern angeregt wurde, erfunden. Aber der Erfinder wurde bloß verhöhnt. Die Erfindung mußte deshalb 1840 zum zweiten Male gemacht werden von dem Weber Friedrich Gottlob Keller in Saynighen in Sachsen. Dieser verkaufte sie an den Papierfabrikdirektor Heinrich Böller in Bautzen, der die Holzstoffindustrie begründet hat. Später wurde das Holz nicht mehr geschliffen, sondern die Holzfasern auf chemischem Wege aufgeschlossen durch die Holzzellstoff- oder Zellulosefabrikation. Aber der Erhaltung der geistigen Erzeugnisse ist das Holzpapier nicht günstig. Die Lebensdauer einer darauf gedruckten Zeitung beträgt nur 20 bis 30 Jahre.

## Bücheranzeigen

Langens Bücher der Bildung. Band 25: Ludwig Uhlands, Seldensage und Rittertum; Band 27: Herder, Von deutscher Art und Kunst; Band 28: Das deutsche Antik. Ein Lesebuch. (Preis 4 M. Albert Langens, München.) Wie zeitlos klar und zielbewußt das Programm der in ihrer Art einzigen Sammlung „Bücher der Bildung“ ist, beweisen diese drei neuen Bände. Ludwig Uhlands Geistes, vor fast einem halben Jahrhundert verjüngt, steigt von Jahr zu Jahr wieder höher und näher. „Seldensage und Rittertum“ vereinigt seine heute noch unübertroffenen Würdigungen der deutschen Seldeneppen und Grottsagen. Einer unter unseren Großen, der seit einigen Jahren gewissermaßen unterirdisch mahnt und pocht wie der Geist von Shakespeares Vater, Herder, wird erneuert in dem Bande „Von deutscher Art und Kunst“ durch sein Wesentliches: einen Humanismus, der tief im Nationalen wurzelt. Ein kleines Lesebuch für große Leute nichts anderes scheint „Das deutsche Antik“ auf den ersten Blick. Aber jeder der Beiträge hat etwas Besonderes auszusagen zu der Frage: Was ist deutsch? Großen Taten: Goethe, Richard Wagner, Hans Thoma, Fichte, Hans von Marées, Adolf Hildebrand, Max Dauthendey gesellen sich Lebende: Thomas Mann, Ernst Bertram, Karl Scheffler, Rudolf B. Winding, Hans Carossa, Hans Pfitzner, Georg Dehio, Karl Alexander v. Müller, Andreas Heusler, Hans Joachim Rofer, und es ist ergreifend, wie sie alle im tiefsten sich begozogen und beständigen. Josef Hofmiller gibt damit nicht nur das eigenartigste Lesebuch unserer Tage, sondern ein Vorbild innerlichen Deutschums.

## Egon Friedell: Kulturgeschichte der Neuzeit

In prachtvoller Aufmachung beginnt ein prächtiges Werk zu erscheinen, auf 3 Bände berechnet (Verlag E. S. Ved, München). Der erste Band liegt vor; er ist sehr bedeutend und verspricht viel. Was zuerst in die Augen springt, ist der glänzende Stil des Verfassers, der die Lektüre des Buches zu einem hohen geistigen Genuß macht. Wenn man heutzutage einladet zur Lektüre eines so umfangreichen Werkes, so ist wichtig, sagen zu können; daß dasselbe nicht langweilig ist; im Gegenteil von so zündender Sprache, daß man das Buch nicht mehr aus der Hand läßt, wenn man es einmal angefangen hat; es packt uns mit Krallen des Geistes und läßt nicht los. Ferner: Es ist nicht für Philister geschrieben, sondern von einem genialen Geist für geniale Geister. Nur ein Satz sei zum Beweis angeführt; im Anschluß an die Wirkungen der Reformation sagt Vf.: „Alle Mündlichkeit weicht aus dem Dasein; das Leben wird logisch, geordnet, gerecht und tüchtig; mit einem Wort: unerträglich.“ Ein genialer Künstler redet und erschafft vor unseren Augen mit wenigen, charakteristischen Strichen ein gewaltiges Bild der Zeiten von der großen Zeit im 14. Jahrhundert bis zum 30-jährigen Krieg.

Und die Berechtigung, ja einzige Befugnis, als Künstler Geschichte zu schreiben, beweist Vf. in einem einleitenden Kapitel, das man mit der grandiosen Treppe vergleichen möchte, die zum Eingang des Tempels hinaufführt. Er leugnet dort die Möglichkeit einer „wissenschaftlichen“ Geschichtsschreibung, die nur von „Tatsachen“ lebt. Tatsachen aber sind veränglich, wie ein Engländer ausspricht; wir können hinzufügen, „Tatsachen sind jubaltem“, wie der Rembrandtdeutsche sagte. Wissenschaft, die sich auf Tatsachen stützt, ist vergänglich; wird fortwährend durch neuere Tatsachen überholt und aufgelöst. Ewiges, Bleibendes kann immer nur der Geist sein und schaffen, in dem die Geschehnisse sich spiegeln. Auf diesen Reflex der Dinge in einem Künstlergeist kommt es bei der Geschichtsschreibung überhaupt einzig an. „Eine Wahrheit wird doch immer bleiben und niemals überholt werden können, die der künstlerischen Persönlichkeit, die hinter dem Werk stand des bedeutenden Menschen, der diese falschen Bilder erlebte, sah und gestaltete; und Vf. kommt zum Schluß: „Zudem wir uns in die Vergangenheit begeben, entdecken wir neue Möglichkeiten unseres Ichs, erweitern wir die Grenzen unseres Selbstbewußtseins, machen wir neue, obgleich gänzlich subjektive Entdeckungen. Dies ist der Wert und Zweck aller Geschichtsstudiums.“ Daher „der einzige Weg in die historische Kaufmannschaft eingedrungen, der Weg des Künstlers, ist das schöpferische Erlebnis.“ Wie das Goethe schon gelehrt hat: „Was Ihr den Geist der Zeiten nennt, das ist im Grund der Herzen eigener Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln.“

Vf. läßt es an gelegentlichen höhnischen Bemerkungen über die berufenden Bewahrer der Wissenschaft, die Universitätsprofessoren, nicht fehlen. So z. B. bemängelt er, daß S. Burckharts Griechische Kulturgeschichte von Wilamowitz-Möllendorf, unserem heutigen Papst für Klassische Philologie, abgewiesen wird, „als für die Wissenschaft nicht existierend“. Auch die Verfasser der geringgeschätzten „Geschichtseromane“ sind nicht tot in dem, was sie Bedeutendes und Bleibendes gesagt haben. So ist Herodot nicht tot, obgleich ihn heute jeder Volksschullehrer in Einzelheiten, Tatsachen, widerlegen

kann. Montesquieu ist nicht überholt, obwohl voll handgreiflicher Irrtümer. Herder ist nicht überholt, obwohl er Ansichten vertritt, die heute als dilettantisch gelten. Windelmann ist nicht überholt, obwohl seine Auffassung vom Griechentum ein einziger großer Mißgriff war. Wie beim Kunstwert lernen wir also im Geschichtswert die Dinge kennen, wie sie sich im Geist des Künstlers spiegeln und von der Größe des Künstlergeistes hängt die Größe seines Weltbildes ab.

Vf. zeigt sich nun im ersten Band seiner Kulturgeschichte der Neuzeit in der Tat als ein Künstlergenie, dessen Führung wir uns gern anvertrauen, und der uns demgemäß große, bedeutende Bilder von ungeheurem Farbenreichtum als Erlebnisse übermittelt. Selbstverständlich sind diese persönl. Bilder keine Phantasien, sondern wie der Dichter ist der Historiker als Künstler an Wahrheiten gebunden, „an den Stand des Geschichtswissens in Fachkreisen, wie der Dichter an das Geschichtswissen im Publikum. Wer in einem Drama Alexander den Großen als Feindling, seinen Lehrer Aristoteles als Dummkopf, die Perser als Sieger über die Mazedonier darstellen wollte, brächte sich um seine ästhetische Wirkung.“

Eigenwillig, doch gewiß interessant ist die Idee des Anfangs der neuen Zeit aus der schwarzen West, die gleichsam den Chel darstellt, aus dem eine „traumatische Neurose“ hervorgeht, in der alles ins Wanken gerät, die der eigentliche Bruch der Neuzeit ist.

Die hohe Wertung der Krankheit als Anregerin zur weiteren Entwicklung, während in der Gesundheit ein Prinzip der Stagnation herrscht, wird vom Vf. in interessanter Weise ausgeführt. Dabei kommt er zu dem paradoxen Satz: „Gesundheit ist eine Stoffwechselerkrankung“. Nicht minder paradox mutet der Satz an: „Nicht jeder Minderwertige ist eine höhere Lebensform, aber jede höhere Lebensform ist minderwertig.“ Es schließen sich hier wichtige Untersuchungen über Krankheit wie Gesundheit des Geistes an.

Das Werden des Neuen Menschen wird in einem Kapitel „Inkubation“ dargestellt, das an Grobheit seinesgleichen sucht. Es beginnt mit dem Aufkommen neuer, umfänglicher philosophischer Gedanken im Nominalismus, welcher die Realität der Herrschaft der Idee leugnet, unter der der Mittelalter eine gewisse Ruhe gefunden hatte. Das unheimliche Treiben der Flagellanten u. ähnl. wird dargestellt; das Aufblühen der Städte; Leben und Treiben innerhalb derselben; Sitten und Kostüme der Städte. Die großen Mystiker, Meister Eckhart, Suso treten auf, trefflich geschildert. Wunderbar wird vom „Wüchlein vom vollkommenen Leben“ geredet, das jeder Mensch gelesen und studiert haben müßte, das Schopenhauer neben Platon und Buddha stellt. Höhepunkte sind vor allem die Porträts berühmter Männer, wie Friedrich II. und Rudolfs von Habsburg, des ersten Philosophen auf dem deutschen Kaiserthron.

Ein besonderes Kapitel widmet Vf. der italienischen Renaissance. Dieses Charakterbild einer Zeitepoche ist ein hervorragendes Werk künstlerischer Genialität, unmöglich, die Fülle charakterisierender Farben und Striche, aufzuzählen. Auch hier fesselt uns die prägnante Darstellung großer Männer wie Machiavelli, Michelangelo, Lionardo, Raffael. Gesteuerten früher besprochenen Ansichten vom Renaissancismus als dem Duell aller Entwicklung, vertritt Vf. Raffaels Klassizismus, der ihm als höchste Gesundheit zuwider ist. „Wir sind unrettbare Romantiker, niemals Klassiker.“ Der Begriff der Vollkommenheit paßt allerdings als Vollendung in unser

natürliches zeitliches Wesen nicht herein. Ob wir aber nicht etwa im Klassischen eine erhöhte, vom Fluch des Zeitlichen erlöste Welt der Vollkommenheit verehren, die in ganz großen Kämpfen der Romantik, durchgegangen durch das krankhafte Wesen der ruhelosen Natur, einen stillen Gruß aus der Sphäre des Ewigen, Göttlichen? Das sind schwere Fragen; genug, daß Vf. sie aufwirft und in seiner Weise beantwortet, die Goethe allerdings vielleicht pathologisch nennen würde. So wirft er auch die ewige Frage des Primats des Schönen und des Guten auf.

Nunmehr wendet sich Vf. der beginnenden Herrschaft des Verstandes zu, dem „temporären“ Vorherrschen des Nationalismus, der die Menschen bis auf unsere Tage beherrschen sollte. Seine Entscheidung: „daß der Nationalismus das einzig sinnvolle, ja, daß er überhaupt kein Vorurteil sei, diese Annahme ist ein moderner europäischer Lokalmohr“. Vf. will erzählen von dem kurzen Intermezzo der Verstandesherrschaft zwischen zwei Irrationalismen, dem mittelalterlichen und dem zukünftigen, das im Rahmen der Menschheitsgeschichte nicht mehr bedeutet, als eine flüchtige Mode, interessante Schmelze und kulturhistorische Kuriosität. Was unter dem Namen der Neuzeit zu berichten ist, ist eigentlich die Geschichte einer Art Menschheitsstinkheit, Irgeit und Prähistorie.“ Vf. bespricht die Weltumsegelungen, das Kopernikanische System, die Zerstörung hoher Kulturen, der mexikanischen und peruanischen durch spanische Horden; endlich im Sinnbild des Faust, den enormen Wissensdrang der Epoche.

Es folgt: Die deutsche Religion. Die ausgezeichnete Würdigung Luthers nach seiner Größe, wie nach seinen Schwächen gibt Vf. Gelegenheit die Hauptfragen des Christentums aufzurollen, von der Bedeutung des Paulus zu reden, dann von der des Augustinus, dann von Karl V. und der Politik der Habsburger. Eines großen Künstlers würdig und ausgezeichnet gelungen scheint mir der Versuch eines charakterisierenden Bildes der Habsburger überhaupt.

In einem letzten Kapitel „Die Bartholomäusnacht“, wie Vf. die Zeit bis zum 30-jährigen Krieg nennt, die Zeit der Religionskriege, bringt Vf. eine großartige Schilderung Philipps II. und der gleichzeitigen Dichter des Don Juan und Don Quixote; spricht dann sehr interessant von Galilei, Giordano Bruno, Jakob Böhme und kommt endlich zu England unter Elizabeth, zu Shakespeare — eine Fülle wunderbarer Betrachtungen.

Nach dem 30-jährigen Krieg erwacht eigentlich erst der Neue Mensch, der Mensch des Nationalismus. Davon wird der nächste Band berichten.

Rückblickend muß ich gestehen, nur einen kleinen Teil der Dinge und Fragen, die Vf. behandelt, zur Sprache gebracht zu haben. Aus dem wenigen einzeln Mitgeteilten möge der Leser entnehmen, daß es sich um ein hochinteressantes Werk handelt, dessen Ideen Manchem vielleicht zu fremdartig erscheinen, pathologisch selbst, wie ich einmal sagte, die aber unter allen Umständen lebhaft zum Mit- und Nachdenken anregen, und das jedem historisch nicht sehr Durchgeübten eine Fülle historischer Belehrung in gedrängter Kürze eindrucklich darbietet, und das als künstlerisches Schaffenwerk aus dem vorliegenden Material der Persönlichkeiten und Geschehnisse schon um seiner Schönheit willen jedermann befriedigen und bereichern wird. **Wag Dreher.**

## Die Rohkost und ihre Anwendung

Von Sanitätsrat Dr. M. Maschke, Berlin.

Eine Fortsetzung, eine Weiterentwicklung des Vegetarismus, der nur pflanzliche Produkte, allenfalls Eier und Milch als menschliche Nahrung zuläßt, ist die Rohkost d. h. diejenige Lebensweise, die sich auf Früchte und Gemüse im Rohzustande, ohne Zubereitung durch Kochen usw. beschränkt. Seit die Forschung den großen Wert der Vitamine und Mineralstoffe, wie sie besonders im Obst und Gemüse enthalten sind, für die Ernährung des Menschen festgestellt hat, seitdem weiter erkannt wurde, daß durch die Zubereitung, besonders durch das Kochen der Speisen manche dieser wichtigen Bestandteile zerstört werden, ist man auch von wissenschaftlicher Seite aus dazu übergegangen, die Rohkost zwar nicht als eine dauernde Ernährungsweise, nie von den „Rohkostlern“ die Sache übertreibend propagiert wird, aber doch als eine zeit- und teilweise nützliche Diätform für gesunde und mehr noch für kranke Tage zu empfehlen.

Dr. Hans Malten hat in seiner Anstalt für Nerven- und Stoffwechsel-Kranke in Boden-Baden kürzlich, zunächst in Selbstversuchen, dann an seinen Patienten die Frage therapeutisch zu klären versucht, inwieweit die Rohkostform überhaupt erträglich, ausreichend und heilwirkend sei.

Die größte Schwierigkeit bietet und hat auch ihm, einen genügend abwechslungsreichen Speisezettel zu beschaffen. Sein Versuch bestand aus folgender Diät:

Morgens Zitronenlimonade oder zwei Orangen, eine Scheibe Vorkhastbrot mit Butter.

Mittags Hafer- oder Weizenflocken oder Reis, in Milch gemischt, dazu auf einen Suppenteller einen Schüssel Honig-Geriebene Karotten oder fein gehackter Rosen- oder Blumenkohl oder rohes Sauerkraut mit Zwiebel, Öl und Zitronensaft. Feld- oder Koppf Salat mit Zitronensaft statt Essig. Erd-, Hofel- und Wallnüsse, Mandeln, Apfel, Datteln, Orangen.

Abends Vorkhastbrot mit Butter und Quark. Ruzo-Wäffel (von Ruzoverk, Hamburg), geriebene Apfel mit Haferflocken, Milch und Honig.

Diese Kost wurde von den beiden Versuchspersonen, die weiter angestrengt beruflich tätig waren, durchaus gut vertragen. Die Rohkost erforderte eine größere Sauberkeit, was durchaus kein Fehler ist, und verlängerte die Dauer der Rohkostaufnahme etwa um das Dreifache. „Ein schnelles

Herunterfalten“, sagt Dr. Malten, „wie wir es heute bei gelochter Nahrung so häufig beobachten, ist bei roher ganz unmöglich.“ Die Nahrung hielt viel länger vor, das Bedürfnis nach Zwischenmahlzeiten fehlte völlig, und trotzdem war das Hungergefühl 6 Stunden nach dem Mittagessen sehr gering, obwohl die Nahrung der Menge nach beträchtlich weniger war, als sie gelocht nötig gewesen wäre.

Dr. Malten kommt zum Schluß, daß die Rohkost, da sie leicht verträglich und den Nahrungsbedarf genügend deckt, zur Anwendung bei manchen Krankheitsformen sehr geeignet ist, weil sie erstens ein Reizmittel für die Verdauung und den Stoffwechsel, zweitens sehr vitaminreich und drittens verhältnismäßig purin-, hochsalz- und wasserarm ist. So kommt sie in Betracht als Diät bei Gicht, bei Nierenerkrankungen, bei erhöhtem Blutdruck.

Bei chronischer Verstopfung hat die Rohkost durch die Reizwirkung, die sie auf den Verdauungsapparat ausübt, günstig gewirkt und den Kranken der Benutzung von Abführmitteln entzogen können.

Solche Rohkostdiät läßt sich naturgemäß in einem Sanatorium eher durchzuführen, als zu Hause. Die Technik der Zubereitung der Speisen ist außerordentlich wichtig, um nicht Überdruß herbeizuführen. Aus diesem Grunde ist für den häuslichen Gebrauch eine Teil-Rohkost zweckmäßiger d. h. eine Ernährungsweise, bei der nur morgens und abends Rohkost gegeben wird, mittags aber die gewöhnliche Nahrung. Dadurch bringt man mehr Abwechslung in die Lebensweise.

Auf eigene Faust eine Rohkostdiät zu beginnen, ist nicht ratsam. Besonders nervöse Menschen neigen sehr leicht zu Abtreibungen und können dadurch in ihrem Ernährungs-zustand herabkommen. — Ungemein wichtig ist gerade bei der Rohkost peinlichste Sauberkeit, das Material muß frisch sein, muß gründlich gewaschen werden von sauberen Händen. Sonst ist Übertragung von Darmwürmern sehr leicht möglich, die nicht immer bequem zu beseitigen sind.

Alle Einseitigkeit und Festlegen auf eine einzige Ernährungsweise ist nicht für jeden Menschen tragbar. Mögen auch die Rohkostler mit ihrer jahrelang durchgeführten Lebensweise bestehen können: Alles schied sich nicht für jeden. Aber es ist kein Zweifel, daß die Rohkost als Teilbestandteil unserer Ernährung mancherlei Vorteile hat, daß sie mehr als bisher verwandt werden sollte. Dazu ist aber nötig, daß weit mehr als bisher ein einwandfreies Material zu billigen Preisen angeboten wird; gerade mit der Billigkeit, mit der Preiswürdigkeit von Obst, Früchten und Gemüsen

habet es sehr. Und doch hat diese Frage eine große volkswirtschaftliche Bedeutung, besonders, wenn es richtig ist, daß wenig oder gar nicht gelochte Speisen viel weniger an Mengen erfordern, als unsere bisher übliche Nahrung.

Aber schon wird diese „Nichtigkeit“ bezweifelt, schon erhebt sich Widerspruch gegen die Untersuchungsergebnisse Prof. Friedbergers, der durch Versuche an Ratten gefunden hatte, daß durch Kochen und allzu langes Erhitzen der Nährwert der Speisen herabgesetzt werde. Wir hatten darüber berichtet. Vor kurzem hat Prof. Dr. Schrammer vom Veterinär-Physiologischen Institut der Universität Leipzig die Untersuchungen Prof. Friedbergers nachgeprüft und ist auf Grund seiner gemeinsamen mit der Gembelbelehlerin Elsefriede Wagner ebenfalls an Ratten gemachten Versuche zu dem Ergebnisse gekommen, daß eine Verschlechterung des Nährwertes gemischter Nahrung durch den im Haushalt üblichen Kochprozeß und durch das Warmhalten in den Gasthöfen durchaus nicht bewiesen sei. Sie kamen vielmehr zu dem Resultat, daß das Kochen der Nahrung, wie Jahrtausende alte praktische und wissenschaftliche Erfahrung gelehrt hat, eine sehr zweckmäßige Maßnahme sei, daß es sie gelocht erhabler mache und verdaulicher und den Nährwert einer gemischten Kost nicht schädige, sondern ihn im Gegenteil durch besseren Aufschluß der Nahrung heraufsetze.“

Es wird nicht geleugnet, daß durch sehr starkes Erhitzen Umwertungen in manchen Nahrungsmitteln entstehen, daß durch Kochen das hitzeempfindliche sog. Vitamin C, das antiskorbutische Vitamin leicht zerstört wird, daß aber bei unserer gemischten Kost auch das keine Bedenken hat.

Es dürfte also auch in der Ernährungsfrage der Standpunkt richtig sein, den wir immer vertreten haben: alle Einseitigkeit ist zu vermeiden. Man wird allzu starkes Erhitzen der Speisen unterlassen und man wird der gelochten und gemischten Kost häufig und möglichst regelmäßig Rohkost in Form von Obst aller Art, Salat, Gemüsen, Mettig, Radleschen usw. hinzufügen. Natürlich kann es zweckmäßig sein, unter besonderen Verhältnissen nach ärztlicher Anweisung für eine gewisse Zeit eine einseitige Kostform wie die Rohkost zu gebrauchen, wie die Versuche Dr. Maltenens zeigten. Die Regel aber ist es nicht. Als der Mensch in die Zivilisation eintrat, begann er auch die Speisen zu kochen; es ist ihm gut bekommen, die Milliardenbevölkerung der Erde bezeugt es.